

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 5

Artikel: Alaska-Gold [Fortsetzung]
Autor: Droonberg, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635397>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

5

Die Zögerung wurde sein Verhängnis. Die „Kake“ hatte sie bemerkt. Ihre Augen leuchteten förmlich auf, wie die einer Kake im Dunkeln, und um ihre Lippen spielte ein triumphierendes Lächeln, als sie ihren entblößten Arm in den des jetzt nicht länger Widerstrebenden schob und ihn mit sich fortzog.

„Da geht einer hin und singt nicht mehr“, sagte Schmidt zu Escher gewandt auf Deutsch, halb spöttisch, halb bedauernd.

„So macht sie's immer“, klagte die kleine May. „Und so machen sie's alle hier. Und mir redet man immer zu, daß ich es auch so machen müsse. Nicht, daß mich jemand zwingen wollte. Nein. Sie machen nur mal so gelegentliche Bemerkungen und denken sich nichts Schlimmes dabei. Es ist für sie eben einmal die gegebene Ordnung der Dinge, das Selbstverständliche und sie kennen es gar nicht anders. Es macht mir aber immer Angst. Ich meine nicht, daß sie mich jemals überreden könnten. Aber selbst die abscheulichsten Dinge, wenn man sie immer sieht und hört, verlieren allmählich das Abscheuliche. Man beginnt sich zu fragen, ob man denn wirklich recht hat mit seinen eigenen Ansichten darüber, wo alle anderen doch so verschieden darüber denken. Und das ist es, was ich fürchte. Den Moment, wo ich an meinem eigenen Gefühl in solchen Dingen zu zweifeln anfangen könnte. Zuerst wird ein Mädchen innerlich entweiht. — — Darf ich mich an Ihren Tisch setzen? Ich habe später noch einmal aufzutreten und möchte nicht erst nach Hause gehen. Und wenn ich allein bin hier im Saale, kann ich es nicht vermeiden, daß mich der eine oder andere zum Tanze holt und mir dann seine Gesellschaft aufdrängt.“

Sie wartete die selbstverständliche Einladung nicht erst ab, sondern ließ sich auf dem Stuhle nieder, den der junge Kanadier eben erst verlassen hatte. Auch sie schien mit seiner baldigen Rückkunft nicht zu rechnen. In ihrer zutraulich-kindlichen Weise und in halblautem Tone sprechend, fuhr sie dann fort:

„Ich kann über das Betragen der Männer hier nicht klagen. Im Gegenteil, ich muß sagen, sie haben sich immer recht respektvoll gegen mich benommen. Aber wenn ich ohne ausreichenden Grund ihre Aufforderungen zum Tanze immer wieder ablehnen wollte, würden sie denken, ich hielt mich zu gut für die Gesellschaft hier. Und ich bin doch nun einmal da. Nicht?“

„Sie sind aber nicht sicher, daß man Sie von hier weg nicht auch zum Tanze holt“, warf Escher ein.

„Das ist wahr. Aber wenn es geschieht, können Sie für mich ablehnen und dabei so tun, als ob Sie Rechte auf mich hätten und die auch nicht für einen Tanz an andere abzutreten gesonnen sind. Freilich, Sie werden ein bißchen freundlich zu mir sein müssen, um die Sache glaubhafter zu machen — oder wird Ihnen das schwer fallen?“

Unter ihren schwarzen, wie Seide glänzenden Augenbrauen traf Escher ein so schelmischer Blick, daß er lachen mußte.

„Aber Miß May, wie kommen Sie zu dieser Frage?“ entgegnete er. „Ein Mann könnte sich ja gar keine schönere Beschäftigung wünschen.“

Im stillen wunderte er sich aber doch, daß sie sich gerade ihn für diese Aufgabe ausgesucht hatte. Warum nicht Schmidt, den sie doch ebenfalls kannte? Sein Verhältnis zu Eileen Malony mußte ihr zum mindesten durch die giftigen Neußerungen der „Kake“ klar geworden sein. Wahrscheinlicher aber war es, daß es hier schon vorher zum Gegenstand von Erörterungen gemacht worden war, denn der Klatsch blühte auch in Dawson.

Der junge Kanadier kam nach dem Tanze nicht zurück, noch ging er nach Hause. Schmidt hatte recht gehabt mit seiner Bemerkung und sich als Menschenkenner erwiesen. Er, der seiner so sicher gewesen, so überzeugt, daß er sich übermorgen auf der Heimreise befinden würde, tanzte einen Tanz nach dem andern mit der „Kake“, ausgenommen, wenn sie eine ihrer periodischen Wanderungen nach der Bar unternahm und dann einen überschlug.

Und immer wilder, ungezügelter, bacchanalischer wurde das Gewühl hier im Saale, im Spielsalon und in der Bar. Und wie hier im Pavillon, so ging es in einem Duzend anderer Tanzhallen zu. Hier und in den anderen zahlreichen kleineren Trinkbuden, Spielwinkeln und geheimeren, oder richtiger gesagt, weniger bekannten, weil abgelegeneren Stätten der Ausschweifung und des Lasters kristallisierte sich in den Nachtstunden das Leben der Stadt. Denn niemand gab sich die Mühe, die Ausnützung des Lasters zu seinem Nutzen, oder seine mehr oder minder häufige Teilnahme an den gebotenen Genüssen irgendwie geheimzuhalten.

Das Leben im Sumpfe, Trunk, Spiel und Mätressenwirtschaft war etwas Anerkanntes in dieser Stadt. Es fehlte niemand in der Achtung der anderen herab, wenn er daran teilnahm, denn die besten Bürger taten es, und es erregte auch nicht das geringste Aufsehen, wenn ein alter, würdevoller Herr, der vielleicht in Winnipeg oder Vancouver oder San Francisco in seinem sittenstrengen Hause eine Frau und erwachsene Töchter besaß, mit einer Kurtisane beim Wein saß oder am Tage in voller Deffentlichkeit durch die Straßen promenierte.

Das Goldfieber herrschte eben, hatte alle Begriffe von Recht und Unrecht, Sitte und Unsitte umgestürzt und jeder schien von ihm gepackt.

Beamte saßen mit der einen oder anderen und nicht selten auch mit mehreren der Damen des Hauses in den Salons. Mächtigen Zechen, die in einer Nacht das Mehrfache ihres Monatsgehaltes betrogen. Niemand kümmerte sich darum, niemand fragte, woher das Geld kam. Es war nicht nötig, denn jeder wußte es. Geschäftsleute betraten am Morgen mit wüstem Kopfe ihre Läden oder Büros und begingen die verhängnisvollsten Irrtümer. Gerichtsverhandlungen mußten vertagt werden, weil die als „krank“ entschuldigten Rechtsanwälte daheim ihren Kauf ausschließen. Kassierer gingen direkt von der Stätte ihrer nächtlichen Ausschweifung und nachdem ihnen der Aufwärter nur noch rasch einen frischen Krug aus dem nächsten Geschäft besorgt hatte, nach ihrem Käfig in der Bank, von dem aus sie ihre Zahlungen leisteten.

Die ganze pazifische Küste hatte ihre berühmtesten Gauner, geschicktesten Falschspieler und schönsten und raffiniertesten Frauen hierher entsandt. Und sie alle warteten auf den Mann mit dem Goldstaubbeutel, der da draußen in den Goldfeldern für sie arbeitete und sich abquälte. Denn er arbeitete nur für sie. Früher oder später, trotz der besten Vorsätze, würde er ja doch zu ihnen kommen und ihnen sein Gold bringen. Das Tenderloinviertel war der Sumpf, der ihn mit seinen Tausenden von grellen Lampen lockte wie die Irrlichter im Moor den einsamen verirrtten Wanderer.

5.

Die „Kake“ faucht.

In einer Loge auf der gegenüberliegenden Seite von Eschers Tisch ging es besonders ausgelassen her. Ein halbes Duzend Ladies war dort mit einem Miner, den der Besitz von viel Geld völlig um den Verstand gebracht haben mußte,

in einer wahren Orgie begriffen. Eben hatte er für jede einen Korb Champagner kommen lassen. Ein Betrag von mehr als tausend Dollars.

Sogleich flogen eine Anzahl von ihnen in den Saal hinab, von den Ladies ihren Freunden zugeworfen, denen es überlassen blieb, sie aufzufangen. Wenn ihnen das nicht gelang und die Flaschen, anstatt in ihren Händen zu landen, in ihrem Gesicht oder auf den Tischen unter den dort stehenden Flaschen und Gläsern Unheil anrichteten, so wurde das trunkene Kreischen und Lachen in der Loge wie auch im Saale noch wilder, wüster. Bald begannen sie die Korke über dem Rande der Brüstung aus den Flaschen springen zu lassen und die Gäste unten mit dem Inhalt zu bespritzen. Das löste neues Gejohle aus.

Mehrmals waren in der Tat, wie er vorausgesehen, Männer an Eschers Tisch gekommen, um die kleine Man zu einem Tanze aufzufordern. Ihrem Auftrage gemäß hatte er für sie aber stets in einer Weise abgelehnt, die in den Betreffenden keinerlei Zweifel lassen konnte, daß er Eigentumsrechte auf sie besaß und aufrechtzuerhalten gewillt war, ein Bemühen, das Schmidt stets ein spöttisches Lächeln entlockte.

„Sehen Sie“, sagte sie jetzt mit Bezug auf das Treiben in der gegenüberliegenden Loge, „das geht nun alle Tage so. Ich will das nicht länger mitmachen. Es ist kein Leben für mich. Auch meine Gesundheit leidet darunter. Ich trinke ja nur ganz wenig. Dieses Glas Champagner —“ Escher hatte eine Flasche Champagner kommen lassen, und Schmidt war bald seinem Beispiel gefolgt. Man erhob ihr Glas und trank ihm zu, mit einem Blick in ihren wunderbar tiefen, schwärmerischen Augen, in dem eine ihr selbst wohl gar nicht bewußte Wärme lag, die Escher ein wenig unbehaglich machte. Dann fuhr sie fort:

„Dieses Glas Champagner ist das erste, das ich heute trinke. Aber es ist die Unruhe. Ich könnte mich ja wohl von den Nachtvorstellungen freimachen. Es achtet dann ohnehin kaum noch jemand auf die Darbietungen. Die meisten sind dann schon nicht mehr in der Lage dazu. Sie bringen aber die beste Einnahme, denn die Leute scheinen gerade in der richtigen Stimmung zu sein und überschütten uns oft mit Zwanzigdollarstücken und Nuggets. Ich habe aber immer das Gefühl, daß es unehrlich erworbenes Geld ist und daß ich es eigentlich auch nur der Trunkenheit der Leute verdanke. Das nimmt mir alle Freude daran, und ich habe Stunden, wo ich mir manchmal genau so vorkomme wie die andern.“

„Solche Erwägungen sind hier gar nicht am Platze“, entgegnete Escher mit einem halben Lachen, „denn Sie bewahren ja nur die Leute davor, ihr Geld auf eine sinnlosere Art auszugeben.“

„Das habe ich mir auch gesagt“, erwiderte Man erleichtert über Eschers Verteidigung ihres Verhaltens. „Aber ich fürchte, ich bin hier doch auf einem Wege, für den es nur ein Ende gibt. Deshalb will ich meine Tätigkeit hier auch aufgeben und mir einen andern Erwerb suchen.“

„Sie passen ja allerdings gar nicht hierher“, gab Escher zu. „Es scheint mir fast, daß das, was wir gewöhnlich Schicksal nennen, sich einen recht schlechten Witz erlaubt hat, als es Sie in dieses Land verschlug. Sie wissen, man nennt es ‚Das Land von Gott vergessen‘.“

„Weshalb sich der Teufel seiner desto mehr erinnert“, warf Schmidt ein.

„Die Sache ist nicht so wunderbar“, sagte Man. „Ich brauchte viel Geld, und hier schien sich eine Gelegenheit zu bieten, es zu verdienen. So kam ich her.“

„Das Geld für das bißchen Schokolade, das Sie brauchen, hätten Sie auch wohl noch daheim verdienen können“, versetzte Escher.

Auf das hübsche Gesicht der Kleinen legte sich ein ernster Zug.

„Es handelte sich leider nicht um Schokolade, sondern um ganz andere Dinge“, entgegnete sie. „Aber ich sehe, Sie bestehen darauf, mich nicht ernst zu nehmen und als Kind zu behandeln, wie es alle hier tun. Und ich bin doch längst kein Kind mehr. Ich wünschte, Sie könnten mir einen Rat geben, wie ich schnell und auf ehrliche Weise viel Geld verdienen kann.“

„Warum nicht prospektieren gehen und sich einen reichen Claim suchen?“ schlug Escher lächelnd vor. „Mister Schmidt hier verkauft Ausrüstungen.“

„Daran habe ich schon gedacht“, erwiderte Man, zu seiner Ueberraschung in vollem Ernst auf seinen Scherz eingehend. „Sie wollen mich natürlich nur verspotten, aber ich wäre nicht die einzige Frau, die prospektieren gegangen ist.“

Da das Mädchen seine Idee offenbar schon längere Zeit ganz ernsthaft erwogen zu haben schien, wurde Escher jetzt auch ernst.

„Das sind aber andere Frauen als Sie, Man“, entgegnete er. „Und die sind wohl auch niemals allein gegangen, sondern hatten ihre Männer, Brüder, oder den Vater bei sich. Sie machen sich wohl keine rechte Vorstellung davon, was das Leben auf dem Trail von einer Frau fordert.“

„Der Wille vermag viel“, antwortete Man. „Ich bin auch gar nicht so schwach, wie Sie glauben.“

Escher zuckte zweifelnd die Achseln.

„Man muß doch schließlich aber etwas vom Prospektieren verstehen, wenn man nicht Gefahr laufen will, ahnungslos über die besten Stellen, wo das Gold vielleicht gallonenweise liegt, hinwegzugehen.“

„Oh, so würde ich die Sache nicht machen“, fiel ihm Man mit überlegener Weisheit ins Wort. „Ich will natürlich nicht wochen- und monatelang draußen in der Einöde herumwandern. Ich warte auf einen Tip, wie es so viele andere tun, die nichts vom Prospektieren verstehen. Wenn ein Fund an einer neuen Stelle, wo das Land noch offen ist, gemacht wird, dann handelt es sich darum, daß man zu den ersten gehört, die davon Kenntnis erhalten. Das ist nicht so schwer, wenn Sie viele Freunde haben. Und die habe ich. Die Männer sind rauh hier und große Narren, aber die meisten von ihnen sind einfache, ehrliche Naturen, sonst würden sie sich ja auch hier nicht in so plumper Weise ausbeuten lassen und das Geschäft hier nicht so blühen. Ich weiß, daß sie mir alle gern helfen würden, und wenn sie Informationen haben, die etwas wert sind, so bin ich sicher, ich bekomme sie von ihnen, auch wenn sie sie allen andern gegenüber als strenges Geheimnis bewahren.“

Sie blickte Escher mit einem triumphierenden Lächeln über die günstige strategische Position, die sie hier einnahm, an.

„Also der Plan ist schon völlig durchdacht und zur Ausführung reif?“ fragte Escher, der zwar an dem Ernste des Mädchens hierbei nicht länger zweifeln konnte, die Idee aber noch immer als nichts anderes als eine mädchenhafte Laune hielt.

„Vollständig“, bestätigte Man. „Alles ist fertig. So gar meine Trailausrüstung habe ich schon. Ich warte nur noch auf den guten Tip. Wenn ich den habe, breche ich sofort auf, um möglichst noch vor allen anderen an der neuen Fundstelle anzulangen und für mich einen Claim abzustecken. Je näher an dem Entdeckungsclaim mir das gelingt, um so mehr ist er dann wert. Ich kenne eine Frau, die auf der Herreise ihren Mann verloren hat, die hat es so gemacht. Sie erhielt den Tip und eine halbe Stunde später war sie auf dem Trail. Sie konnte ihm ganz leicht folgen, da noch eine ganze Anzahl anderer nach dem neuen Fundplatze unterwegs waren, denn so was kann ja nie lange verborgen gehalten werden. Nach einer Woche war sie wieder zurück und verkaufte ihren Claim, von dem sie noch gar nicht wußte, ob er etwas wert war oder nicht, noch vor der Eintragung in

das Register für fünftausend Dollars. Das war ihr Glück, denn der Claim erwies sich später als wertlos, und der Mann, der ihn gekauft hatte, verlor sein Geld. Das ist eben Spekulation. Ebensogut hätte er ein paar hunderttausend Dollars daran verdienen können.“

„Und das hat Ihnen wohl Ihren Plan eingegeben?“ fragte Escher, lächelnd über den Eifer des Mädchens.

„Ja“, bekannte sie. „Ich habe mit der Frau gesprochen. Sie hat sich mit den fünftausend Dollars hier ein Haus gekauft. Ein ganz schönes. Zwei Stuben und Küche. Dort betreibt sie jetzt eine Wäscherei. Für das Haus hätte sie seitdem schon zehntausend Dollars bekommen können. Die Sache ist auch gar nicht so schlimm, wie sie aussieht. Man trifft bei einer solchen Gelegenheit immer Leute auf dem Trail, die bereit sind, einem Mädchen zu helfen und ihr nötigenfalls Schutz zu gewähren.“

„Also trinken wir auf den Tip und das Gelingen des Planes. Es lebe die kleine May als Besitzerin eines Blodhaußes mit zwei Stuben und Küche und einer Wäscherei!“ rief Schmidt.

Während stießen sie ihre Gläser gegeneinander und tranken. (Fortsetzung folgt.)

Il sole mio.

Eine Kriegsepisode von Isabella Kaiser.

Madre d'eroe non piange — Die Mutter eines Helden klagt nicht. Uda Negri.

Seit die Mutter des Bersagliere Frontini die Nachricht von seiner Rückkehr erhalten hatte, stieg sie jeden Tag zur Grande Marina nieder, beschattete sich die Augen mit der Hand gegen die große Sonne von Capri, und blickte nach der Punta Campanella hin, ob kein Schiff in Sicht sei. Wenn ein Schattenwurf am Gesichtskreis aufstieg, so schlug ihr altes, vom Kampf des Lebens abgebehtes Herz so stark in ihrer Brust, daß es schmerzte: vielleicht war es das Schiff, das ihren Angiolillo trug? —

Wenn dann der Dampfer vorüberglitt und sich entfernte, ohne die Insel zu berühren und nur noch die unerbittliche Blaue des Tyrhenischen Meeres ihrem sehnenenden Blick entgegenstrahlte, da stieg sie wieder niedergebeugt den rauhen Pfad der Contra della Torre hinan, um ihr bauwälliges Häuschen, von Weinreben, Oliven und Kakteen umrannt, zu erreichen. Dort saß sie tagelang, hob nur hie und da den Blick von ihrem ewigen Stridzeug, um den Gang der Sonne hinter dem Monte Solaro zu verfolgen, oder die niedersteigenden Schatten auf den Felsen der Faraglioni und schaute lange nach dem Fessentor, in bebender Erwartung des kommenden Tages. —

Wenn die Fischerleute sie vorüberschwanken sahen, grüßten sie mit einem ehrerbietigen: „Buon di, gia Frontini!“ Sie war ja nicht die einzige Mutter auf dem Eiland, die ihren Jungen erwartete. Zahlreich waren die Söhne Capris als Soldaten nach Tripolitaniern ausgezogen, aber wie viele unter ihnen würden wohl wiederkehren? In einem wahren Sturm der Begeisterung waren alle dem Rufe des Vaterlandes gefolgt und im Wehen der dreifarbigigen Fahnen und im Jubel des Kriegsgeschreies: „Sempre avanti Savoia!“ nach Afrika gezogen. Die Einjährigen und die Soldaten, die einberufen wurden, um sich in Neapel dem elften Bersagliere-Regiment unter dem Befehl des Obersten Fara anzuschließen, schifften sich wie für eine Vergnügungsfahrt ein unter dem jubelnden Ruf: „Evviva l'Italia!“

Der Sohn der Mutter Frontini war unter den allerersten, strahlend von Feuer und Jugend unter dem schmutzen Federbusch aus Auerhahnenfedern, der seine Augen beschattete, seine glutvollen Augen, die wie die südliche Sonne brannten. „Il Sole mio!“ — Meine Sonne — sagte die Mutter, wenn

sie ihn in den Sommernächten unter Concettas Fenster singen hörte: „Che bella cosa, na iurnata, e sole!“

Aber sie sangen wohl nicht mehr dort, unter den pfeifenden Kugeln und den sengenden Strahlen der afrikanischen Sonne, die ihre Stirn bräunte in den Wallen von Gargafsch. Wochen und Monate schleppten sich hin für all diejenigen, die in der Heimat harrten und Tripolis hatte sich nicht ohne Kampf einnehmen lassen und die Cyrenaika hatte die Truppen nicht wie Befreier aufgenommen. Sie stießen auf den verzweifeltsten Fanatismus der arabischen Horden und der Berberstämme, die sich für den türkischen Herrscher erhoben und beim schrillen Klang der Pfeifen und der Verboukas auf den Feind losstürzten. Sie stießen auf die Panik der aufrührerischen Eingeborenen, die ein bewaffneter Gegner aus jedem Brunnenschacht, aus jeder Furche der Gerstenfelder hervorzuberte. Die Verrentungen der feindseligen Raketen verschleierten eingegrabene Kanonen, die hinter jeder Hede lauerten, flammende Kartätschen spien und aus jeder Dase stürzten Frauen, die ihr Galabieh mit Kugeln und vergifteten Pfeilen gefüllt trugen. —

Und ihr Lillino, wie sie ihn nannte, als er klein war, lief dort umher, die Brust frei den trügerischen Kugeln preisgegeben, auf hartem Lager gebettet, oder in den Sanddünen im eisernen Sturm der Schrapnells und dem Hagel der Mauerorgewehe bewaffnet liegend, beim unerbittlichen Flimmern der gleichgültigen Sterne.

Lillino hatte seiner alten Mutter noch nie geschrieben, aber Concetta, die Tochter eines Nachbarfishers, die ihrem Sohn anverlobt war, kam oft zu ihr herüber, um die Lokalblätter vorzulesen, die einen Nachklang der heldenmütigen Kämpfe, der verschleierte Niederlagen, der scheußlichen Verstümmelungen, die von dem wilden Feinde an wehrlosen Gefallenen verübt wurden, ins friedliche Eiland brachten. Die Mutter erschauerte bei diesen Nachrichten — wenn ihr Angiolillo unter den Getroffenen wäre? —

Die garibaldische Tapferkeit, die all diese Regimenter beseelte, war nutzlos gegenüber der Vollkommenheit und Raffinertheit der mörderischen Kriegsmaschinen. Jeder persönliche Heldennut wurde durch den Hagel der Schrapnells in Staub zermalmt. Die Mutter wußte allzu gut, daß ihr Sohn unter denjenigen war, die sich von der erhabenen Leidenschaft der Gefahr mitreißen lassen. Er gehörte jenen jungen Männern an, die sich von neuen Lehren einfangen lassen und die Auswürfe tollkühner Neuerer schlecht verdauen. Sie riefen aus: der Krieg sei die einzige Hygiene der Welt und die erzieherische Moral und sagen, daß Individuen und Völker alle Rechte besitzen, außer dem der Feigheit. Die Mütter verstehen nichts von solchen Lehren, wenn diese das Herz ihrer Kinder zur Zielscheibe wählen. . . .

Die Landeszeitungen verkündeten eines Tages den Sieg vom 23. Oktober bei Sciarra-Seizt, wo das elfte Bersagliere-Regiment unter dem Befehl des Obersten Fara gesiegt hatte. Sie meldeten die Einnahme von Ain-Zara und die blutige Episode der Billa des Djamil-Rei, die man mit der Spitze der Bajonette erobern mußte. In Capri, sowie in ganz Italien, wurden diese Nachrichten mit Begeisterung begrüßt und alle kleinen Kinder sangen den Marsch der Bersagliere mit rhythmisch wiegendem Schritt.

Frontini hatte nicht geschrieben und seine Mutter konnte sich der Siegeskunde nicht freuen. Sie weinte nur im geheimen, wenn sie daran dachte, wie viele Menschenleben diesen Sieg erkauft hatten. Der Name Angiolillos befand sich nicht unter der Liste der Toten, aber die Nachrichten brauchten so lange Zeit, um nach Capri zu kommen, daß während man sich über ein verschontes Haupt freute, eine verlorene Kugel es vielleicht schon längst getroffen hatte, oder es wurde langsam vom Wüstensande begraben. . . .

Da kam ein Brief mit dem Poststempel von Tripolis, der latonisch meldete, Angiolillo Frontini würde mit dem